

Harter Stoff

SCHWERPUNKT Köln ist ein bekannter Drogenumschlagplatz. Der *Kölner Stadt-Anzeiger* widmet den illegalen Substanzen eine ganze Serie, spricht mit Konsumenten, Dealern und Ermittlern.



VON BRIAN SCHNEIDER & TIM STINAUER

Die Idee Als Polizeireporter schreiben wir regelmäßig Meldungen und Geschichten über Drogenfunde von Polizei und Zoll. Insofern war klar: Köln ist aufgrund seiner geografischen



Brian Schneider ist Redakteur des *Kölner Stadt-Anzeigers*.

Lage und seiner Größe als Millionenstadt einer der wichtigsten Umschlagplätze für illegale Substanzen in Deutschland. Aber wie sieht es eigentlich abseits der Erfolgsmeldungen der Behörden in der Wirklichkeit aus? Was sind die wichtigsten Drogen? Wie leben die Konsumenten mit ihrer Sucht? Wo sind die Hotspots in der Stadt? Wo wird gedealt, gespritzt, geschnupft und geschluckt? Wie ist es um das Hilfesystem bestellt? Wie arbeiten die Strafverfolger in ihrem Kampf gegen Drogen wirklich? Diesen Fragen wollten wir in einer Serie nachgehen.

Das Konzept In den 90er-Jahren war die „offene Junkieszene“ in der Kölner Innenstadt noch ein großes Thema. Doch durch diverse Beschlüsse des Rates und einen Ausbau der Hilfsangebote sind die Abhängigen aus der Öffentlichkeit mehr oder weniger verschwunden – aber natürlich nicht weg. Wie hat sich das Thema Drogen also verändert? Wie steht es um die Partyszene, die Schulen, die sozialen Brennpunkte? Die Serie sollte ein umfassendes Sittengemälde werden und die Frage klären: Wie sieht „Die dunkle Seite Kölns“ aus? Wir haben uns bewusst nur auf illegale Drogen konzentriert und Alkohol-, Medikamenten- oder Spielsucht außen vor gelassen. Dies hätte den Rahmen vollends gesprengt. Im Mittelpunkt sollten die Geschichten der Konsumenten stehen. Zudem war es uns ein Anliegen, Lesern Hilfestellung zu bieten, die sich in ihrem Umfeld mit Drogenproblemen konfrontiert sehen. Mittels mehrerer Glossare und Infokästen sollten Szenebegriffe erklärt und globale Hintergründe zu illegalen Drogen präsentiert werden.

Die Recherche Am Anfang stand die Frage: Wie kann es uns gelingen, Menschen zum Sprechen zu bewegen, die sich am Rand der

Gesellschaft bewegen, sich für ihre Sucht schämen oder in kriminelle Machenschaften verwickelt sind? Die Antwort: mit viel Zeit und Geduld. Ein gutes halbes Jahr haben wir für die Serie recherchiert, ein gutes Dutzend Vorgespräche geführt, Protagonisten gesucht



Tim Stinauer ist Redakteur des *Kölner Stadt-Anzeigers*.

und uns immer wieder mit ihnen getroffen, diverse Blöcke vollgeschrieben und stundenlange Gespräche auf Band aufgenommen. Türöffner waren oft Hilfseinrichtungen wie die Drogenhilfe oder der Sozialbund Katholischer Männer (SKM), die uns über ihre Kontakte zu Klienten den Weg in diverse Szenen öffnen konnten. Die endgültige Struktur der Serie war dann das Ergebnis eines fortlaufenden Prozesses, bei dem wir uns immer wieder gefragt haben, wie wir unsere Rechercheergebnisse in eine möglichst sinnvolle Ordnung bringen können. Dank der Hilfe unseres Ressortleiters und der Unterstützung unserer Kollegen konnten wir

➔ DIE DUNKLE SEITE KÖLNS – DER GROSSE DROGENREPORT

„Bis zur neunten Klasse war ich ein guter Schüler, ich hätte locker Abi machen können. Dann kam das Kiffen. Jetzt habe ich einen Hauptschulabschluss. Ich habe viel verkackt.“
Simon, 20 Jahre.

Ein Käsebrötchen, eine Cola, ein Snickers und ein Joint – das ist Janines (Name geändert) Mittagessen an diesem regnerischen Mittwoch. Mit zwei Freundinnen steht die 17-Jährige vor einer Wohnsiedlung in Ehrenfeld. In der Unterführung riecht es nach Marihuana. Eine Mutter hastet mit ihrem Kleinkind vorüber. Janine und ihre Freundinnen stört das nicht, sie kiffen einfach weiter. Auf dem Heimweg von der Schule machen sie fast täglich hier Pause. Eine von ihnen habe immer „was zum Rauchen“ dabei, sagt Janine. Bis vor kurzem trafen sie sich auf dem Kinderspielplatz. Aber da hat sie der Hausmeister vertrieben.

Dass diese Szene in Ehrenfeld spielt, ist Zufall. Dasselbe lässt sich täglich auch in Lindenthal, Deutz oder Worringen beobachten. Oder in jedem anderen Stadtteil. Neben Tabak und Alkohol ist Cannabis die „dritte Alltagsdroge“ Jugendlicher, sagen Forscher der Katholischen Hochschule NRW in Köln. Laut ihrem „Schulmonitoring 2008“, einer repräsentativen Schülerbefragung, hat fast die Hälfte der Kölner Oberstufenschüler eigene Erfahrungen mit Cannabis. In der achten bis zehnten Klasse ist es fast jeder fünfte, in den Klassen sechs und sieben jeder 20. – Tendenz steigend, berichtet das Landeskriminalamt NRW. Der „Tatort Schule“ als Begegnungs-

Sogar vor einer Prüfung hab ich was geraucht
Simon, 20 Jahre

und Verbreitungsort spiele eine besondere Rolle, heißt es im Lagebericht 2012.

Simon (Name geändert) hat seinen ersten Joint mit 14 geraucht. „Auf einem Spielplatz an meinem Geburtstag, ein Freund hatte ihn mitgebracht“, erzählt der heute 20-Jährige. Er sieht sportlich aus, schlank, trägt Kappe und Turnschuhe. Simon spricht langsam. Manchmal beginnt er einen Satz und bricht ihn in der Mitte ab – Konzentrationsprobleme, die Folgen seines Konsums, sagt er. Aber das komme schon wieder zurück. „Man kann das trainieren.“

Vier Jahre hat der Kölner täglich Cannabis geraucht, manchmal auch vor dem Unterricht, bis zu vier Joints pro Tag. „Sogar vor einer Prüfung hab ich mir mal einen geraucht.“ Das Ergebnis war eine Fünf in Mathe. „Ein Freund von mir kifft fast täglich und hat sein Abi mit 1,3 gemacht“, sagt Simon. „Manche kommen da eben super drauf klar, ich gar nicht.“ Den Unterricht nimmt er immer lockerer,

Steckbrief: Simon

20 Jahre, lebt bei seiner alleinerziehenden Mutter. Probiert mit 14 zum ersten Mal Cannabis, raucht bis 19 täglich bis zu vier Joints. In der Schule wird er immer schlechter, aus dem Abitur wird nichts, als 16-Jähriger geht er mit einem Hauptschulabschluss ab. Ist seit kurzem clean. Will sein Fachabitur nachholen. Warum er Drogen genommen hat? „Ich habe die entsprechenden Leute kennengelernt, und dann kam das so. Total sinnlos. Ich weiß nicht, warum ich das gemacht habe.“

Vor der Schule noch einen Joint

Fast jeder zweite Kölner Oberstufenschüler hat eigene Erfahrungen mit Cannabis – der beliebtesten illegalen Droge unter Jugendlichen. Simon hat der tägliche Joint die Schulkarriere ruiniert. Ein Schulleiter sagt: „Die einzige drogenfreie Schule in Köln ist die Baumschule“

VON BRIAN SCHNEIDER UND TIM STINAUER



BILDER: MAX GRÖNERT

macht keine Hausaufgaben mehr, hängt nur noch ab, wie er sagt. Mit 16 verlässt Simon die Gesamtschule, geht auf ein Berufskolleg, will seinen Realschulabschluss machen, scheitert aber. Er hockt viel in seinem Zimmer, guckt fern, programmiert Musik auf dem Computer. Bis heute wohnt Simon bei seiner Mutter. „Ich wurde immer antriebsloser, hatte depressive Verstimmungen und oft einfach nur beschissene Laune. Keinen Bock auf irgendwas. Keine Lust auf die Welt.“

Ohne Joint kann er abends nicht mehr einschlafen. „Ich war psychisch total abhängig.“ Seinen Drogenkonsum finanziert Simon durch Praktika und Nebenjobs. An Marihuana zu gelangen war kein Problem. „Ich wusste immer, wer was hatte. Auch an Schulen wird viel gedealt. Das weiß jeder.“

Nur gibt es niemand gern öffentlich zu. Wer Schulleiter fragt, erhält häufig zur Antwort: „Natürlich sind Drogen an Schulen ein Problem, aber nicht an meiner.“ Jürgen Meisenbach von der Drogenhilfe Köln kennt diesen Satz nur zu gut. „Die Schulen sind im Wettbewerb untereinander, jeder Schulleiter überlegt da genau, was er öffentlich sagt.“ Meisenbach bildet Lehrer in der Präventionsarbeit mit Schülern fort. „Intern sagen mir alle Schulleiter: Wir haben ein Problem. Einer meinte mal: Die einzige drogenfreie Schule in Köln ist die Baumschule.“

Aber dann findet sich doch einer, der Stellung bezieht: Harald Junge, Direktor des Humboldt-Gymnasiums in der Südstadt. „Als ich hier vor 13 Jahren anfing“, sagt Junge, „roch es im Dunkeln auf dem Schulfest an einer Stelle noch nach Haschisch. Das ist heute nicht mehr so.“ Der Konsum finde zwar weiterhin statt, aber nicht mehr auf dem Schulgelände, sondern im Privaten, ist der Schulleiter überzeugt. Drogenhandel habe er auf seinem Schulgelände noch nie erlebt. „Und wenn, dann würde ich sofort Anzeige erstatten.“

Am Humboldt-Gymnasium werden die Schüler im Unterricht systematisch über die Gefahren von Alkohol und illegalen Drogen aufgeklärt. Beratungslehrerin Nadine Schlaback berichtet: „Das muss man als Schule heute machen. Das fordern auch die Eltern ein.“ Dass Schüler in der Pause kiffen oder Cannabis verkaufen, hat aber auch Schlaback noch nie beobachtet. „Der Punkt ist: Als Lehrer bekommt man das nicht mit. Hier an der Schule werden auch eher die entsprechenden Kontakte geknüpft.“

Der Vertrauenslehrer eines Gymnasiums im Rechtsrheinischen möchte nicht, dass sein Name in der Zeitung steht. Aber beim Treffen in einem Café wird er deutlich: „Mich wundert nichts mehr. Schüler, Schülerinnen und Lehrer unserer Schule verabreden sich im Sommer sogar gemeinsam

WAS IST CANNABIS?

Cannabis ist eine seit ca. 5000 Jahren bekannte Hanfpflanze, seit etwa 150 Jahren wird sie auch als Rauschmittel verwendet. Der Wirkstoff THC beeinflusst das zentrale Nervensystem. Cannabis wird meist in Form von Marihuana (getrocknete Blüten und Blätter der Cannabispflanze) oder Haschisch (aus dem Harz der Blütenstände, wird zu Platten gepresst) konsumiert. Sorgt bei vielen Konsumenten vordergründig für ein Gefühl der Entspannung und des Wohlbefindens. Kann allerdings auch depressive Verstimmungen auslösen bis hin zu Panikattacken und Wahnvorstellungen.

zum Saufen oder Kiffen auf den Poller Wiesen. Alkohol und Cannabis werden verharmlost, sie werden nicht als möglicher Einstieg in eine Drogenkarriere begriffen.“ Von Eltern höre er häufig den Satz: „Ach, das bisschen Kiffen ist doch nicht so schlimm, das haben wir früher auch gemacht.“

Dabei ist dieser Vergleich gefährlich – und falsch obendrein. Denn Marihuanapflanzen werden inzwischen meistens auf Indoor-Plantagen gezüchtet, unter perfekten Bedingungen – mit dem Ergebnis, dass der Gehalt an THC (Tetrahydrocannabinol) und damit die Wirkung von Marihuana heute um ein Vielfaches höher ist als vor 30 Jahren. Mögliche Folgen bei langjährigem Konsum können laut Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung sein: schlechtere Lern- und Gedächtnisleistungen, Schädigungen der Atemwege, erhöhtes Herzinfarktrisiko. Außerdem kann Cannabis eine Schizophrenie auslösen. Aber das viel-



Ich sah mit an, wie mein Sohn vor die Hunde ging
Simons Mutter

leicht Gefährlichste an der vermeintlich harmlosen Kiffer-Droge schildert ein Kölner DJ, der jahrelang Ecstasy, Speed und Kokain konsumiert hat: „Cannabis ist die klassische Einstiegsdroge. Nicht jeder, der Marihuana raucht, steigt später auch auf Koks oder Speed um. Aber fast jeder, der Koks oder Speed nimmt, hat mal mit Cannabis angefangen.“

Bei Simon, dem Ex-Gesamtschüler mit Hauptschulabschluss, spitzte sich die Situation zu Hause bis ins Unerträgliche zu. „Er war nur noch übel gelaunt, zu nichts mehr zu bewegen“, erinnert sich seine Mutter. „Das machte mich krank. Ich musste mit ansehen, wie mein Sohn vor die Hunde ging.“ Verbote brachten nichts mehr. „Wenn ich sagte: Du gehst nicht zu deinem Kumpel, du bleibst hier, antwortete er: Doch, ich gehe. Und wenn ich sagte: Du sollst zu Hause nicht kiffen, sagte er: Ja, ja – und tat es trotzdem.“ Die Mutter holte sich Rat beim Sozialdienst Katholischer Männer (SKM).

Vor einigen Monaten machte es auch bei Simon klick: „Ich wusste, dass ich mit dem Kiffen aufhören musste, ich fühlte mich einfach nur noch dreckig.“ Auch er fand Unterstützung bei der SKM-Fachstelle „Jugend Sucht Beratung“. Im Sommer hat Simon eine Entgiftung gemacht, er ist jetzt clean. Will sein Fach-Abi nachholen, dann das Abitur machen, vielleicht Musikwissenschaften studieren.

Seine Mutter, sagt der 20-Jährige rückblickend, habe nichts falsch gemacht. „Sie trifft keine Schuld, sie konnte mir nicht helfen. Eltern sind bei so was einfach die falschen Ansprechpartner.“

www.jugend-sucht-beratung-koeln.de
www.drogenhilfe-koeln.de

Lesen Sie morgen:
Mütter auf Speed – wie Kinder leiden

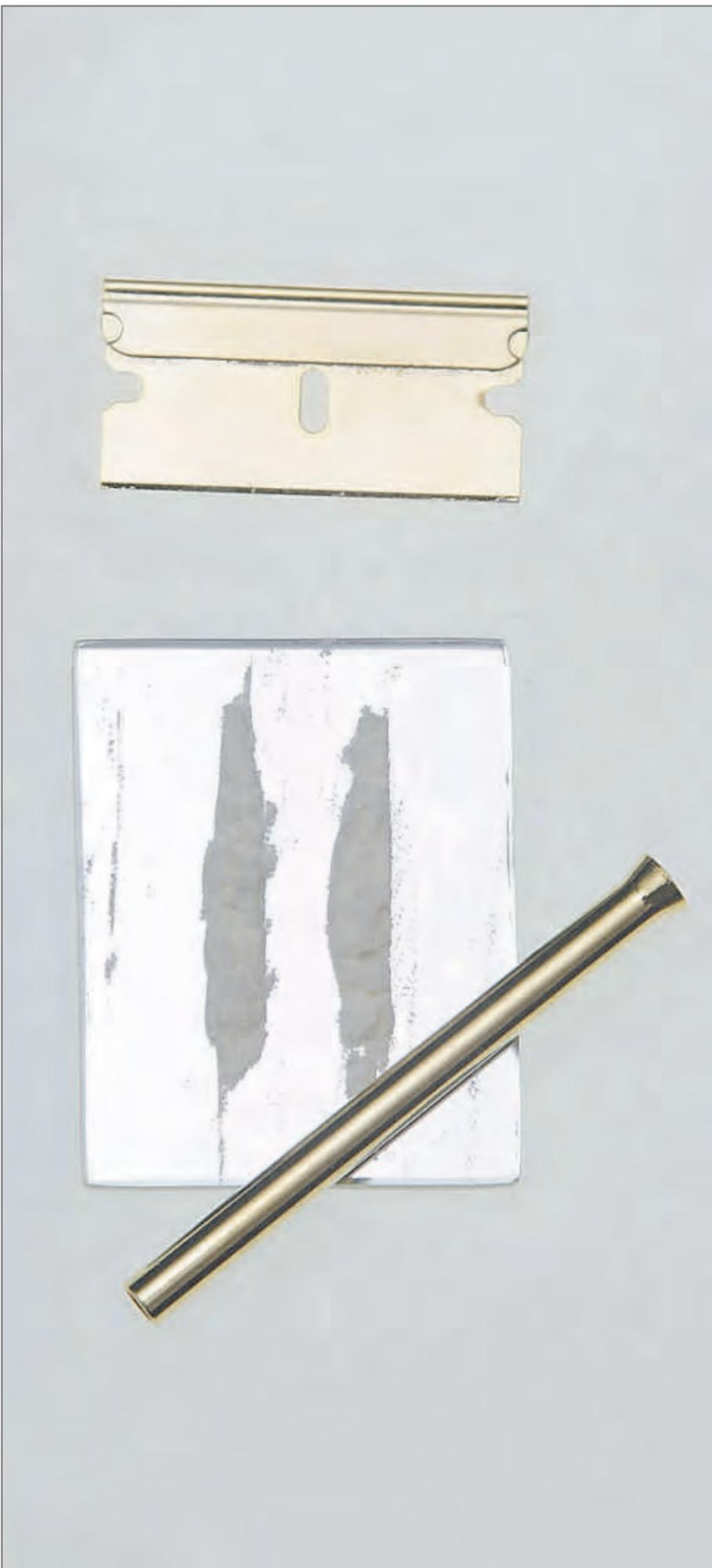
Bisher erschienen:
Montag: Partydrogen

→ KÖLNS DUNKLE SEITE – DER GROSSE DROGENREPORT

Ein Party-Wochenende im Drogenrausch

Ohne Aufputzmittel keine Feier? Wer von Freitag bis Sonntag durchtanzen will, kommt ohne illegale Wachmacher kaum aus. Die angesagteste Droge ist Speed, die vielleicht gefährlichste Crystal Meth. Ein Streifzug durch die Kölner Partyszene

VON BRIAN SCHNEIDER UND TIM STINAUER



„Du ziehst dir eine Nase Speed, und nach fünf Minuten wird dir warm im ganzen Körper. Jede Sekunde pumpt sich mehr Energie frei. Du fühlst dich fit, euphorisch, extrem wach, aufmerksam, motiviert. Du könntest ein Klavier tragen. Bäume ausreißen. Du spürst keinen Schmerz. Du fühlst dich hyperintelligent. Und du bist zu allem bereit.“
Markus, Speed-Konsument

Geduldig, einen Putzklappen in der Hand, wartet die Toilettenfrau, bis der schlaksige Typ in der Lederjacke das Waschbecken frei macht. Er beugt sich über die Ablage neben dem Wasserhahn. Schiebt mit einer Plastikkarte weißes Pulver zu einer dünnen Linie zurecht, so lang wie ein Zeigefinger – Amphetamin, auch Speed genannt, die beliebteste illegale Wachmacher-Droge in der Kölner Partyszene. Dass sich direkt neben ihm jemand die Hände wäscht, stört ihn nicht.

Gedämpft dringt aus dem Nebenraum das monotone Stampfen von Techno-Beats in Ohren und Knochen. In den Toilettenkabinen, auf dem schmalen Mauervorsprung über den Kloschüsseln, kleben überall Rückstände von weißem Pulver. Der Typ am Waschbecken zieht sich das Speed in die Nase. Er richtet sich auf, legt den Kopf in den Nacken, schnieft zweimal und verlässt die Toilette, um weiter zu feiern.

Es ist Ende Oktober, ein Sonntagvormittag, kurz vor elf. Draußen schieben Eltern Kinderwagen durch die Sonne, in Indien rast Sebastian Vettel zu seinem vierten WM-Titel in der Formel 1, und in dem engen, dunklen Keller eines Lokals in Köln zögern Tanzwütige das Ende einer Partynacht hinaus. „Afterhour“ heißen Veranstaltungen wie diese. Sie beginnen sonntagmorgens und enden am Nachmittag. Es gibt verschiedene „Afterhour“-Clubs in Köln.

Markus (Name geändert) sitzt in einem Café in Ehrenfeld und nippt an einer Flasche Limonade. Der 29-Jährige hat eine drahtige Figur, die blonden Haare trägt er kurz und struppig. „So, wie sie ist“, sagt er, „kann diese Technowelt ohne Drogen überhaupt nicht existieren. Wer würde zu den ganzen Afterhours gehen, wenn es kein Ecstasy und kein Speed gäbe? Nüchtern und ausgeschlafen macht das jedenfalls so gut wie niemand.“

Markus weiß, wovon er spricht. Jahrelang hat er jedes Wochenende durchgefeiert, von Freitagabend bis Sonntagabend, mit höchstens zwei Stunden Schlaf zwischendurch. Das schafft in der Regel nur, wer seinen Körper austrickt, indem er ihn mit verbotenen, chemischen Substanzen auf Touren hält. Markus hat Speed und Kokain geschnupft, Ecstasy geschluckt und

am Sonntagabend Marihuana geraucht, um einschlafen zu können. „Das war mein Partysset“, sagt er und grinst.

Nebenbei hat der gebürtige Kölner eine Ausbildung absolviert. Heute arbeitet er als Schreiner. Der Druck in der Gesellschaft sei hoch, klagt der 29-Jährige. „Willst du was werden, musst du mehr leisten als andere. Willst du mehr Geld verdienen, musst du mehr arbeiten. Und dann brauchst du am Wochenende ein Ventil. Bei mir war es das Feiern.“

In ihrem „Schulmonitoring“ von 2008 nennt die Katholische Hochschule NRW zwei besonders alarmierende Zahlen: Der Studie zufolge hat jeder hundertste Zwölfjährige und jeder zehnte 18-Jährige in Köln schon mindestens ein-



Partydrogen haben sich etabliert wie das Glas Kölsch
Michael Schuhmacher

mal Amphetamin, Kokain, Ecstasy oder psychoaktive Pilze (siehe Partydrogen-Lexikon) konsumiert.

Ralf Wischniewski von der Drogenhilfe Köln ist überzeugt: „In unserer Höher-schneller-weiter-Gesellschaft wird der Konsum von leistungssteigernden Drogen noch weiter zunehmen.“ Michael Schuhmacher von der Aidshilfe Köln glaubt: „Partydrogen passen in unsere Zeit: feiern, Spaß haben, was kostet die Welt? Sie haben sich in der Szene etabliert wie das Glas Kölsch in der Stadtgesellschaft – sie sind üblich geworden. Das beinhaltet eine Vielzahl von Risiken.“

Im kommenden Frühjahr will die Aidshilfe Partyveranstalter, Therapeuten, Drogenberater und Wissenschaftler sowie Vertreter von Polizei, Rettungsdiensten und Krankenhäusern zu einem gemeinsamen Fachtag zum Thema Partydrogen an einen Tisch rufen. Das gab es noch nie in Deutschland.

Aber wie stellt sich die Situation konkret in Köln dar? Welche illegalen Drogen sind auf dem Markt? Wie gefährlich sind sie? Wer nimmt sie? Wer verkauft sie? Was tut die Justiz dagegen? Und wie können Beratungsstellen helfen?

Für eine sechsteilige Serie hat sich der „Kölner Stadt-Anzeiger“ mit Konsumenten und Dealern aus verschiedenen Milieus getroffen, hat Schüler, Lehrer und Eltern befragt, mit drogenabhängigen Müttern und süchtigen Prostituierten in den Elendsvierteln gesprochen und Ermittler bei ihrem oft aussichtslos scheinenden Kampf gegen die Rauschgiftkriminalität begleitet. In einem sind sich alle einig: Rauschgift – egal, ob Partydrogen, Cannabis oder Heroin – war in Köln nie so einfach und so billig zu haben wie zurzeit.

Zurück im „Afterhour“-Club. Es geht auf zwölf Uhr mittags zu. Der niedrige Raum ist in ultraviolettes Licht getaucht. Die Gesichter der Tanzenden sind nur schemenhaft zu erkennen, umso heller tritt das Weiß in ihren Augen hervor. Manche haben sich leuchtende Schminke auf Stirn und Wangen geschmiert, die aussieht wie Kriegsbemalung. Es stinkt nach Schweiß und Marihuana. In einer Ecke fläzen sich junge Männer und Frauen auf Sofas und lassen Cannabistüten kreisen.

Ein paar Meter weiter zucken Körper im schwachen Licht zum immer gleichen Rhythmus der Bassfrequenzen. Irgendjemand hat eine Eselsmaske mitgebracht, die unter den Tanzenden reihum geht. Ein hagerer Kerl mit langen blonden Haaren hat sich an einer Scherbe geschnitten; im fluoreszierenden Schein eines weißen T-Shirts versucht er vergeblich, die Blutung an seinem Daumen mit dem brennenden Docht einer Kerze zu stoppen. Sekundenlang. Dabei verzieht er noch nicht mal das Gesicht.

„Seid ihr von hier?“, brüllt ein stämmiger Mann mit Bart gegen den Lärm an. Seine schweißnassen dunklen Haare kleben an seinen Wangen. „Ich weiß ja nicht, wie ihr drogenmäßig so involviert seid“, beginnt er etwas umständlich, „aber habt ihr Keta dabei?“ Ketamin, ein Tiernarkosemittel, auch als Rauschdroge beliebt. Konsumenten beschreiben das „Auflösen der eigenen Existenz“, sprechen von Horrortrips. Er sei aus Münster, erzählt der Bärtige, habe irgendwann gestern Abend angefangen zu feiern und sei nun hier in diesem Club gelandet. Speed und Haschisch habe er selber dabei, aber Keta – irgendjemand müsse ihm doch dieses verdammte Keta besorgen können.

Dr. Nicole Hüp könnte, aber sie wird den Teufel tun. Auf ihrem Labortisch im Landeskriminalamt (LKA) in Düsseldorf landen all die illegalen Mittel, die die Partyszene im Land so konsumiert. Hüp ist Diplom-Chemikerin. Im Auftrag der Polizei analysiert sie die Drogen, die Fahnder bei Razzien und Routinekontrollen sicherstellen.

SZENE BEGRIFFE

Absturz: Zeitpunkt, an dem die Wirkung des Rauschgifts ins Negative umschlägt. Körperliches oder psychisches Unwohlsein – oder beides.

Auf Sendung sein: unter dem Einfluss von chemischen Drogen stehen, meistens ist Amphetamin gemeint.

Ballern: das Schnupfen von Amphetamin oder Kokain, aber auch das Spritzen von Heroin.

Bömbchen: in Toilettenpapier oder Zigarettenpapier eingewickelter Amphetamin, das heruntergeschluckt wird; in der Regel ein halbes oder ein Gramm. Viele Konsumenten bevorzugen „Bömbchen“,

weil durch das übliche Schnupfen von Amphetamin die Nasenschleimhäute zerstört werden.

Breit sein: von einer Droge berauscht sein, oft durch Mischkonsum mit Alkohol.

Druppi: Partygänger, die „drauf sind“, also Aufputzdrogen konsumieren.

Flash: plötzlicher Wirkungseintritt einer Droge.

Gesichtskirmes: auch „Fratzen-gulasch“ genannt. Bezeichnet mahlende Bewegungen mit dem Unterkiefer – Verkrampfungen der Gesichtsmuskulatur sind Nebenwirkungen von Amphetaminconsum.

Horrortrip: Drogenrausch mit subjektiv empfundenen Angstzuständen bis hin zu Panikattacken und Todesangst.

Königsmischung: Einnahme von Kokain und Amphetamin.

Sniefen: schnupfen – also die Aufnahme von pulverförmigen Rauschmitteln durch die Nase.

Strecken: Drogen vermischen mit anderen, billigeren Substanzen; etwa Lactose in Pulver wie Speed oder Mehl in Kokainpulver.

Upper: aufputzende Drogen wie Amphetamin oder Ecstasy.

Amphetamin: auch „Speed“ oder

Ganz überwiegend Cannabis, aber zunehmend auch Partydrogen, vor allem Amphetamin. 181 Kilo luden die Ermittler im Vorjahr beim LKA in Düsseldorf ab. „Mit dieser Menge sind wir führend in Deutschland“, sagt Nicole Häp.

Vor ihr auf dem klinisch sauberen Metalltisch liegt ein Block aus weißer, klebriger Paste. Knapp



Die Leute wissen nicht, was sie da schlucken
Dr. Nicole Häp

zwei Kilo schwer. Eine Konsistenz wie Schafkäse. Amphetamin. Getrocknet und zu Pulver weiterverarbeitet, wird es meist geschnupft oder geschluckt, seltener werden Pillen daraus gepresst. Die Paste riecht chemisch, ein bisschen wie Spielknete. Woher der Stoff kommt, bei wem die Polizei ihn sichergestellt hat, weiß die Chemikerin nicht. Es interessiert sie auch nicht. „Ich muss nur feststellen: Ist das tatsächlich Amphetamin? Und wenn ja, wie hoch ist der Wirkstoffgehalt?“ Die Ergebnisse der Analyse haben Einfluss auf das Strafmaß, das den Eigentümer vor Gericht erwartet. Der Besitz ist grundsätzlich verboten, egal, wie hoch die Menge ist.

Häp stückelt die Paste klein, extrahiert ein paar Milligramm und füllt die Probe in ein Gläschen. Den Rest erledigen Maschinen: Ein Nahinfrarotspektrometer und ein Gaschromatograph bestimmen die exakten Werte: „Das hier ist zum Beispiel 17-prozentiges Am-

phetamin mit Coffein als Verschnittstoff“, erklärt Häp. Bei der Herstellung von Amphetamin wird oft Batteriesäure verwendet, Ameisensäure oder Quecksilbersalze. Mögliche giftige Restbestände nimmt der Konsument in seinen Körper auf.

„Die Leute können ja gar nicht wissen, was sie da alles schlucken“, sagt Häp. In Kokain würde regelmäßig Levamisol nachgewiesen, ein Entwurmungsmittel, das das Immunsystem unterdrücken kann; außerdem könne Gewebe geschädigt werden und absterben, zum Beispiel die Ohrschläpchen. Auf Cannabisblüten fanden Chemiker neben Düngerrückständen schon Glasperlen und Blei, um die Blüten zu beschweren und teurer verkaufen zu können.

Und neuerdings greifen besonders Hartgesottene auch in Köln zu einem Rauschmittel, das vor allem in den USA weit verbreitet ist: Crystal Meth, vielen bekannt aus der US-Fernsehserie „Breaking Bad“. Kaum ein anderes Rauschgift schlägt so durch wie das synthetische Metamphetamin. Es ist billig, wirkt heftiger und länger als Amphetamin und wird unter anderem aus Apan hergestellt, einer Chemikalie aus China, die in Deutschland frei verkäuflich ist.

Crystal zielt auf das Lustzentrum des Gehirns. Es setzt Sturzfluten von Dopamin frei, sogenannte Glückshormone. Wer es schnupft, raucht oder spritzt, kann 60 oder 70 Stunden wach bleiben, tanzen, Sex haben. Aber die Folgen regelmäßigen, massiven Konsums sind extrem: Die Einnahme von Crystal Meth hemmt den Speichelfluss, verursacht Karies, löst massive Kreislaufstörungen aus, verursacht Magenschmerzen, Hirnblutungen und Schlaganfälle. Haare und Zähne fallen aus. Der körperliche Verfall ist rasant. Weil die Konsumenten beim Sniefen vor allem das heftige Stechen in der Nase lieben, werde schlechtes Crystal schon mal mit feinsten Glassplittern versetzt, um das

Gefühl zu imitieren, heißt es in der Szene.

Daniel (Name geändert) hat Crystal Meth vor vier Jahren zum ersten Mal geraucht. Seitdem weitere 20- oder 30-mal, sagt er. Daniel ist 28 Jahre alt, gut aussehend, schwul. Er hat in Bochum Jura studiert, mit dem zweiten Staatsexamen abgeschlossen und lebt in Köln. Daniel will Anwalt werden. „Staatsanwalt wäre bei meiner Geschichte vielleicht ein bisschen problematisch“, sagt er und lacht.

In Kölns Schwulenszene werde Crystal zunehmend beliebt, erzählt Daniel. Für die meisten sei es eine reine Sexdroge. Auch für ihn. „Ich nehme das, um mich bei meinem Gegenüber geborgen zu fühlen. Ich kann das ohne die Droge leider nicht. Schon nach ein, zwei Zügen fühle ich mich weich, nicht mehr ängstlich, fast wie ein Kleinkind. Alles ist perfekt, man ist total entspannt, spürt keine Sorgen.“

Was Tage später folgt, wenn die Wirkung längst nachgelassen hat, nennt Daniel einen heftigen Psychokater. „Ich bin drei Tage lang



Nach den Prüfungen habe ich mich belohnt
Daniel, Crystal-Konsument

wahnsinnig schlecht drauf und schwöre mir, das Zeug nie wieder zu nehmen. Das kostet mich jedes Mal eine Woche meines Lebens.“

Aber bisher ist er immer wieder schwach geworden. Süchtig sei er nicht, ein Gelegenheitskonsument eben. „Ich kann auch ablehnen, habe während der Examenzeit nie was genommen. Aber nach den Prüfungen habe ich mich belohnt.“ Der 28-Jährige glaubt, die Gefahr kalkulieren zu können. „Wer Motorrad fährt, hat auch schon genug Kreuze auf der Straße gesehen und fährt trotzdem bei Regen“, sagt er. „Das Risiko nehme ich in Kauf.“

Die gesundheitlichen Folgen beim Konsum von Crystal Meth seien unkalkulierbar, warnen Drogenberater. Bislang ist Crystal hierzulande vor allem in Bayern, Thüringen und Sachsen ein Problem; das liegt an der Nähe zu Tschechien, wo die hochgiftigen Kristalle in illegalen Labors hergestellt werden. In Köln sei Crystal noch nicht etabliert, berichtet ein Drogenfahnder, die sichergestell-

ten Mengen lägen meist im niedrigen Grammbereich. „Aber es wird mehr.“ Vor einem halben Jahr fanden Flughafenzöllner in Köln sieben Kilo Crystal Meth in Holzfiguren aus Nigeria, die für den Weitertransport nach Asien bestimmt waren. Der Straßenverkaufswert: etwa eine halbe Million Euro. Es war der zweitgrößte Crystal-Fund in Deutschland.

„Hab ich gelesen“, sagt Markus, der Schreiner, und zündet sich eine Zigarette an. Wer ihn genau betrachtet, erkennt in seinem Gesicht und auf den Armen feine Narben – sogenannte Amphetamin-Akne, Folgen seines jahrelangen Speed-Konsums. Das Sniefen des Gifts hat außerdem seinen Nasenschleimhäuten zugesetzt, Nasenbluten verursacht. Aber er habe sich kürzlich beim Arzt durchchecken lassen, erzählt der 29-Jährige. „Keine bleibenden Schäden.“

Zufrieden bläst Markus Rauch in die Luft. Und überhaupt: Die alten Zeiten, in denen er auf Technopartys die treibende Kraft gewesen sei und in denen er selbst Drogen verkaufte, seien vorüber. Definitiv. Feiern gehe er nur noch selten. Seine Freundin – früher selbst oft auf Speed – habe etwas dagegen. Sie sei inzwischen clean und absolut gegen Drogen. Markus drückt seine Zigarette im Aschenbecher aus. „Ich war auf Partys früher schon so etwas wie der Exzessstreiber“, sagt er und lacht. „Wahrscheinlich komme ich dafür irgendwann in die Hölle.“

Wer an jenem Sonntag den stückigen „Afterhour“-Club verlässt und in die gleißende Mittagssonne tritt, könnte meinen, er sei soeben zumindest der Vorhölle entstiegen. Langsam fährt ein Streifenwagen vorbei. Die Beamten gucken, steigen aber nicht aus. Dabei hätte ein Rauschgiftspürhund in dem Keller ebenso viel Freude wie ein Leichenspürhund auf einem Friedhof.

Aber für die Polizei ist die Situation schwierig, bei Razzien gehen die Fahnder häufig leer aus. Ein Ermittler berichtet: „Wenn wir in einem Club auftauchen, spricht sich das da blitzschnell rum. Die Leute werfen ihr Zeug auf den Boden. Wir können es nur noch zusammenfegen, aber niemandem mehr zuordnen.“ Das aber wäre die Voraussetzung für ein Strafverfahren. Außerdem seien die sichergestellten Mengen meist gering. Bei der dünnen Personaldecke lohne der Ertrag kaum den Aufwand.

Und so ziehen ein paar Uner-schütterliche am Sonntagnachmittag nach der „Afterhour“ weiter in den nächsten Club – zur „After-Afterhour“. Das Wochenende ist noch lang.

Lesen Sie morgen: Cannabis– die Lieblingsdroge Kölner Schüler



Prof. Michael Klein

BILD: MAX GRÖNERT

„Man wird zum Sklaven der Droge“

Professor Michael Klein erforscht in Köln Ursachen und Folgen von Drogensucht

Herr Professor Klein, warum nehmen Menschen Drogen?

MICHAEL KLEIN: Das ist die Kernfrage und relativ eindeutig zu beantworten: Alle Suchtmittel sorgen zunächst dafür, dass wir Gefühle von Glück, Euphorie und Zufriedenheit erleben. Viele Drogenabhängige suchen dies und sind zum Zeitpunkt ihres Einstiegs schon psychisch krank, teilweise traumatisiert.

Aber es nimmt nicht jeder Drogen, der psychisch belastet ist.

KLEIN: Natürlich haben Menschen auch Hemmungen, Drogen zu nehmen. Damit ist schließlich das Risiko verbunden, die Kontrolle über den Konsum zu verlieren, weil man die positiven Gefühle immer wieder erleben will und in eine Scheinwelt flüchtet.

Sind Drogen eine vermeintliche Abkürzung zum Glück?

KLEIN: Was aussieht wie eine Abkürzung, entpuppt sich oft als Geisterfahrt. Viele Menschen gehen sich viel zu spät ein, dass sie die Kontrolle verloren haben. Das ist ein wesentliches Merkmal von Suchtkranken.

Spielt es eine Rolle, welches Suchtmittel konsumiert wird?

KLEIN: Nur bedingt. Bei bestimmten Drogen ist die körperliche Abhängigkeit stärker, aber die psychische Abhängigkeit ist entscheidend. Also das Gefühl, dass Leben ohne diese Substanz nicht mehr positiv gestalten zu können. Man wird zum Sklaven der Droge.

Wie viele experimentieren denn nur?

KLEIN: Das lässt sich nicht genau sagen, das Dunkelfeld ist enorm groß. Aus wissenschaftlicher Sicht wäre es natürlich interessant, viel mehr über diese Gelegenheitskonsumenten zu erfahren, um dann auch mit bestimmten Drogenmythen aufzuräumen. Studien zu solchen Themen werden in Deutschland selten gefördert.

Warum nicht?

KLEIN: Ich gehe davon aus, dass das politisch nicht erwünscht ist und wohl mit der stark prohibitiven Drogenkultur in Deutschland insgesamt zu tun hat.

Welche Rolle spielt die Familie beim Einstieg in eine Drogenkarriere?

KLEIN: Wir wissen, dass ein gutes Drittel der Kinder mit einem suchtkranken Elternteil selber suchtkrank wird. Dabei geht es meistens um Alkohol. Außerdem passieren in suchtkranken Familien

wesentlich mehr widrige Kindheitserfahrungen wie körperliche, emotionale oder sexuelle Gewalt, Vernachlässigung und Traumatisierung. Traumatisierte Kinder werden zu 80 Prozent suchtkrank.

Sind Jungen eher gefährdet?

KLEIN: Für die meisten Suchtformen gilt dies, insbesondere für Alkohol und illegalisierte Drogen. Die Suchtkrankheit ist eigentlich auch eine primäre Männererkrankung, wenn man sie als psychische Störung betrachtet, und mit großem Abstand die Nummer eins bei psychischen Krankheiten bei Männern.

Woran liegt das?

KLEIN: Es geht um rollentypisches Verhalten. Den Umgang mit Macht, Stärke, Power. Dominieren wollen, rivalisieren, Emotionen unterdrücken oder nicht zeigen. Wenn es gelingt, dass junge Männer sensibler und emotionaler werden, sind sie wahrscheinlich auch eher geschützt.

Gibt es ein Alter, in dem man besonders gefährdet ist?

KLEIN: Es gibt sensible Perioden. Bei Tabak und Alkohol etwa zwischen zwölf und 16 Jahren, bei Cannabis 14 bis 18, bei Opiaten und Amphetaminen 18 bis 24 Jahre. Wer heroinabhängig wird, muss vorher schon einen problematischen Umgang mit Tabak, Alkohol oder Cannabis gehabt haben.

Was haben Ihre Untersuchungen an Kölner Schulen ergeben?

KLEIN: Es hat sich gezeigt, dass Drogen an Schulen weit verbreitet sind und dass die Atmosphäre und die Freundeskreise an den Schulen einen großen Einfluss auf einen möglichen Konsum haben.

Das letzte Schulmonitoring gab es 2009. Warum danach nicht mehr?

KLEIN: Die Stadt wollte die Untersuchungen nicht mehr bezahlen. In Hamburg zum Beispiel gibt es regelmäßige Untersuchungen an den Schulen. So weiß die Stadt, was gerade los ist, erkennt neue, aber auch nachlassende Trends.

Das Gespräch führte Brian Schneider

Professor Michael Klein (58) ist klinischer Psychologe und leitet das Deutsche Institut für Sucht- und Präventionsforschung an der Katholischen Hochschule NRW in Köln.

PARTYDROGEN-LEXIKON

„Pep“. Wird zumeist in Pulverform durch die Nase aufgenommen. Wirkt stark aufmerksamkeitssteigernd, unterdrückt Hunger, Durst und Müdigkeit. Kann Zittern und Krampfanfälle auslösen, Hitzestau und Kreislaufkollaps verursachen. Straßenverkaufspreis: zwischen 2,50 und zehn Euro pro Gramm.

Designerdrogen: sogenannte „Legal Highs“, werden oft unter harmlosen Namen wie „Badesalz“ oder „Kräutermischung“ vertrieben. Künstlich hergestellt und als Pulver, Tabletten, Kräuter oder Kapseln auf dem Markt. Wirken wie Cannabis, Ecstasy oder Amphetamin. Über Spätfolgen und Gefahren ist wenig bekannt.

Ecstasy: zumeist als Pille oder Kapsel erhältlich. Wer es schluckt, fühlt sich wach, entspannt, glücklich. Risiken: Herzrasen, Depressionen, Leber- und Nierenversagen, Kreislaufzusammenbruch. Straßenverkaufspreis: zwischen 2,50 und fünf Euro pro Pille.

Ketamin: Narkosemittel aus der Human- und Tiermedizin, als Rauschdroge missbraucht. Mindert das Schmerzempfinden, verursacht traumatische Zustände. Es wird durch die Nase gezogen, flüssig oder als Tablette geschluckt, geraucht oder gespritzt. Kann Bewusstlosigkeit hervorrufen, epileptische Anfälle und Nahtoderfahrungen auslösen. Straßenverkaufspreis: ca. 35 Euro pro Gramm.

Kokain: wird als Pulver durch die Nase gezogen, seltener auch geraucht oder gespritzt. Der Konsument fühlt sich wach, euphorisch, selbstbewusst sowie sozial und sexuell enthemmt. Die Einnahme kann Wahnvorstellungen auslösen und Kreislaufversagen bis hin zum Herzinfarkt. Hohes psychisches Abhängigkeitspotenzial. Straßenverkaufspreis: ab 50 Euro pro Gramm.

Magische Pilze: Es gibt mehr als hundert Pilzarten, die halluzinogene Wirkstoffe enthalten. Sie lösen tiefgreifende psychische Veränderungen aus. Werden gegessen oder zermahlen, in Kapseln abgefüllt und geschluckt. Besitz und Handel sind verboten. Gesundheitliche Gefahren: Panikattacken, Psychosen.

Metamphetamin: auch bekannt als Crystal Meth, Crystal Speed oder Ice. Weißes oder eingefärbtes kristallines Pulver, das auch in Tablettenform oder Kapseln angeboten wird. Wirkt ähnlich wie Amphetamin, nur wesentlich länger und intensiver. Rasanter körperlicher Verfall bei regelmäßigem Konsum. Mögliche Folgen: Zahnfäule, Nervenschäden, Magenschmerzen, Depressionen, Angstzustände, Panikattacken, Herzrhythmusstörungen. Straßenverkaufspreis: ca. zwei Euro pro Konsumeinheit.

Stimulanzien: Substanzen wie Kokain oder Speed, die chemische Prozesse im Hirn auslösen, den Körper künstlich in Alarmzustand versetzen und alle Kräfte mobilisieren.

➔ DIE DUNKLE SEITE KÖLNS – DER GROSSE DROGENREPORT

„Mein Leben ist ein Schrotthaufen. Anschaffen, Kokain rauchen, anschaffen, Kokain rauchen. Dazu fünf oder sechs Sixpacks Bier am Tag. Ich habe jetzt drei Nächte nicht geschlafen. Aber ich lebe.“
Heike, Prostituierte

Heike sitzt auf einem Mäuerchen im Schatten der Hochhäuser von Meschenich und wartet auf Freier. Es ist ein warmer Nachmittag im Oktober. Die 36-Jährige trägt Jeans, Turnschuhe und ein schwarzes T-Shirt. Die schmale Straße am Kölnberg mit dem Kindergarten in der Mitte ist ein Geheimtipp unter Männern, die schnellen und billigen Sex kaufen möchten. „Wenn ich nicht hier warte, sitze ich in irgendeiner Wohnung und koke“, erzählt Heike. Sie ist obdachlos. „Bis zu 24 Freier mache ich am Tag. Wir fahren raus aufs Feld, und dann Augen zu und durch.“ Seelisch halte man das eigentlich nicht aus, sagt die 36-Jährige. „Aber mit dem Koks und der Sauferei geht's.“ Seit 15 Jahren lebt Heike so. Ein Teufelskreis. Sozialarbeiter nennen das „Suchtstrudel“.

Nur sonntags bricht die Hartz-IV-Empfängerin aus ihrem Mikrokosmos aus. Dann darf sie ihre beiden Töchter besuchen. Sie sind 10 und 13, leben in einer Einrichtung

Für manche Frauen ist der Kölnberg Endstation
Sabine Reichert

in der Südstadt. „Wir gehen Eis essen oder spazieren“, erzählt Heike mit leiser Stimme. „Das ist mein Traum von einer heilen Welt.“

Mehr als 20 Frauen prostituieren sich am Kölnberg. Die jüngste ist Anfang 20, die Älteste über 50. Alle nehmen Drogen: Heroin, Amphetamin oder Kokain, oft alles zusammen. „Einige kennen wir seit 20 Jahren“, sagt Sabine Reichert vom Sozialdienst katholischer Frauen (SkF). „Sie haben Entgiftungen hinter sich, Therapien, waren im Methadonprogramm und schaffen es trotzdem nicht raus.“ Reichert weiß: „Für manche ist der Kölnberg Endstation.“

Aber die Sozialarbeiterinnen geben nicht auf. Mit einer Kollegin steht Reichert an diesem windigen Mittwochnachmittag neben ihrem roten Dienstfahrzeug, einem Kleinwagen mit großem Kofferraum, am Rande der Hochhaus-schluchten. Die Streetworkerinnen haben Tee, Schokobrotchen, Kondome, Gleitgel und Vitaminpillen dabei. Zweimal in der Woche bieten sie den Frauen Gespräche an, versuchen, sie in Entgiftungen oder Wohnprojekte zu vermitteln.

Viele Prostituierte haben Kinder, die vom Jugendamt oder Pflegeeltern betreut werden. Drogen-süchtig und Mutter – das scheint nicht zusammenzupassen. Fast überall in Deutschland handeln Jugendämter und Sozialträger nach der althergebrachten Devise: Drogenkonsum gleich Kinder weg.

HILFE HOLEN

Weit mehr als 30 Anlaufstellen für Drogenabhängige gibt es in Köln – Beratungsstellen, Selbsthilfegruppen, Wohnprojekte, Notschlafstellen oder Entgiftungseinrichtungen. Auch Mütter oder Väter, die den Verdacht haben, dass ihre Kinder illegale Drogen nehmen, finden bei verschiedenen sozialen Trägern der Drogenberatung Unterstützung. Unter der zentralen Rufnummer 02 21/1 97 00 verweisen Mitarbeiter des Vereins Suchtnotruf Köln die Anrufer an die passende Fachstelle. Der Suchtnotruf Köln e.V. ist an allen Tagen der Woche jeweils zwischen 11 und 21 Uhr erreichbar.

Die Mutter kokst, die Kinder leiden

Kaffee mit Korn und eine Nase Speed – das ist Biancas Frühstück, bevor sie Sohn und Tochter weckt. Heike nimmt Kokain und prostituiert sich, das Jugendamt betreut ihre Töchter

VON BRIAN SCHNEIDER UND TIM STINAUER



BILDER: MAX GRÖNERT

Dabei hat der SkF in Köln einen Weg gefunden, wie es anders geht. Das Jugendamt zieht mit. Clearing-Wohnen heißt das Wohnprojekt für suchtkranke Mütter und ihre Kinder. Es ist bundesweit einmalig – und nicht unumstritten. Denn anders als in üblichen Mutter-Kind-Einrichtungen müssen die Mütter anfangs nicht zwingend abstinent von Drogen leben. „Irgendwann müssen sie aber eine Entscheidung fällen: Schaffe ich es, clean zu werden mit meinen Kindern oder nur ohne meine Kinder? Wir begleiten diesen Klärungsprozess“, berichtet Projektleiterin Reichert. Unterstützt von der Corneliusstiftung hat der SkF Köln e.V. an der Gereonstraße vier Appartements eingerichtet. Die Mütter und Kinder werden betreut von Sozialarbeiterinnen, einer Kinderkrankenschwester und einer Psychologin.

Bianca (Name geändert) lebte mit ihrem Sohn und ihrer Tochter drei Monate im Clearing-Wohnen, dann erkannte sie: „Ich tue den beiden nicht gut.“ Bianca rief ihre Kinder zu sich. „Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und sagte ihnen, dass ich sehr krank bin. Dass ich im Moment keine gute Mutter sein kann und dass es Leute gibt, die besser auf sie aufpassen können.“ Die Tochter schrie, der Sohn weinte, Mitarbeiter des Jugendamtes brachten sie im Auto weg. Bianca brach zusammen. „Am liebsten hätte ich mir die Pulsadern aufgeschnitten, so stark war der Schmerz.“

Vor dem Interview mit der 28-Jährigen baut ihre SkF-Betreuerin vor. Es könne sein, dass Bianca die Unterhaltung abbreche, so nahe gehe ihr das alles. Aber die 28-Jährige wirkt gefasst, selbstbewusst. Ein fester Händedruck, ein freundliches Lächeln. Und dann erzählt sie von ihrem Leben. Fast zwei Stunden ohne Pause.

Die Geschichte handelt von Schlägen und sexuellem Missbrauch schon in der Kindheit. Mit 13 raucht Bianca zum ersten Mal Haschisch. „Das dämmte meinen Kopf, ich konnte alle Sorgen ausblenden.“ Mit 15 nimmt sie Speed, später Ecstasy, Heroin, Kokain. Mit 18 wird sie schwanger, verliert das Kind im vierten Monat. „Morgens hatte ich Speed genommen, abends kam die Fehlgeburt.“ Ein Jahr später kommt ihr Sohn zur Welt, mit 23 ihre Tochter.

Während der Schwangerschaften kommt Bianca ohne Drogen aus. Kaum sind die Kinder auf der Welt, fällt sie in alte Gewohnheiten zurück.

„Ich bin um fünf Uhr aufgestanden und habe mir einen Korn in den Kaffee geschüttet. Das war mein Frühstück.“ Bevor sie die Kinder weckt, schnieft Bianca Amphetamin. Das putscht sie auf. Sie bringt den Sohn zum Schulbus, setzt die Tochter im Kinderzimmer ab. „Ich habe mich fast gar nicht mit ihr beschäftigt, nur das Nötigste getan. Keine Ausflüge, kein Ku-

scheln, kein Spaßmachen auf der Couch. Es war nur ein Überleben. Ich war wie ein Roboter.“

Das Speed hält sie wach. „Es setzt die Gedanken aus. Man erlebt einen Höhenflug. Ich dachte, ich mache alles richtig, dabei hatte ich den Blick als Mutter komplett verloren.“ Abends raucht Bianca Marihuana, um schlafen zu können. Drei Jahre geht das so – bis ihre Schwester das Jugendamt informiert. Am 11. August 2008 holen zwei Mitarbeiter Bianca und ihre Kinder zu Hause ab und bringen sie ins Clearing-Wohnen.

60 Frauen haben das Projekt seit 2005 durchlaufen, fast die Hälfte konnte mit dem Kind wieder ausziehen – suchtfrei und selbstbestimmt. „Die anderen hatten immerhin die Möglichkeit, sich aktiv an der Entscheidung für die Zukunft ihres Kindes zu beteiligen, sich mit Pflege- oder Adoptiveltern zu verständigen und sich dann gut von ihren Kindern zu verabschieden“, sagt Reichert. „Auch für die Kinder ist das Gold wert.“

Seit elf Monaten ist Bianca jetzt clean. Sie hat eine Entgiftung hinter sich, macht eine Psychotherapie, lebt inzwischen in einer eigenen Wohnung. Ihre Tochter hat zwei Jahre in einem Pflegedorf



Man muss sich helfen lassen, alleine geht's nicht
Bianca

verbracht, soll bald dauerhaft zur Mutter zurückkehren. Der Sohn wird vorerst weiter in einer Einrichtung betreut. Bianca weiß, dass es Mütter gibt, die in einer ähnlichen Situation nicht die Kurve kriegen. „Man muss schon extrem stark sein“, sagt sie. „Und man muss sich helfen lassen. Alleine geht's nicht.“

Es ist jetzt 15 Uhr. Unruhig rutscht Heike am Kölnberg auf ihrem Mäuerchen umher. Kein Freier in Sicht. Die 36-Jährige sehnt sich nach einer Pfeife mit aufge-kochtem Kokain. Aber sie braucht Geld. Ob sie jemals in der Lage sein werde, allein für ihre Töchter zu sorgen? Heike schweigt. Sie dreht den Kopf zur Seite, damit man ihre Tränen nicht sieht.

Lesen Sie morgen:
Drogenhandel – das Geschäft mit dem Tod.

Bisher erschienen:
Montag: Partydrogen
Dienstag: Cannabis und Schule

Steckbrief: Heike

36 Jahre, Prostituierte, zwei Töchter. Lebt am Kölnberg, einer Hochhaus-siedlung in Meschenich. Zurzeit obdachlos. Süchtig nach Kokain und Alkohol. Bekommt Hartz IV. Vor 15 Jahren zog sie mit ihren Töchtern in eine Wohnung am Kölnberg. Die Kinder hat das Jugendamt inzwischen in Obhut genommen. Heike hat Besuchsrecht. Sie sagt: „Mein Leben ist zum Kotzen. Ich bin unten, aber noch nicht ganz unten. Das bin ich erst, wenn ich an der Nadel hänge.“

Steckbrief: Bianca

28 Jahre, ein Sohn (9), eine Tochter (5). Sexueller Missbrauch in der Kindheit. Nimmt mit 13 Jahren zum ersten Mal Cannabis, später auch Amphetamin, Ecstasy, Heroin, Kokain. Gab ihre Kinder freiwillig weg, nachdem das Jugendamt eingeschaltet war. Nach Entgiftung inzwischen clean. Die Tochter zieht bald wieder zu ihr. Bianca sagt: „Ich wollte mich nie mit meinen Problemen auseinandersetzen, Drogen waren immer der einfachere Weg.“

➔ **DIE DUNKLE SEITE KÖLNS – DER GROSSE DROGENREPORT**

„Der erste Schuss nach dem Jahr im Knast war schön, ehrlich gesagt. Es ist zwar brandgefährlich, wenn man so lang nichts hatte. Aber ein Junkie fürchtet sich nicht vor dem Tod. Sonst würde ja keiner mehr draufkommen.“
Sven, Heroinjunkie

Sven sieht aus wie der Tod. Schläfen und Wangen eingefallen, die Augen tief in den Höhlen. Seine Haut ist dünn und blass, die Wangenknochen stehen hervor. Dass er noch lebt, grenzt an ein Wunder. Sven (Name geändert) ist seit 28 Jahren süchtig nach Heroin. Mit 16 fing es an, da hat er zum ersten Mal „ein Blech geraucht. Spritzen ging ratzfatz“, erinnert sich der 44-Jährige. Seitdem ist er ein Junkie.

Heute endet seine Entgiftung in Merheim, es ist ein sonniger Tag im August. Wie viele Entzüge Sven schon hinter sich hat, weiß er nicht. 20? 25? 30? Die Zahl spielt auch keine große Rolle. Rückfällig wurde er immer. Jetzt steht Sven vor der Klinik, sein ganzes Leben steckt in einer blauen Plastiktüte: Gummibärchen, seine Lieblingschokolade, Kaffee und ein Zahnpfutzbecher. Ein kleiner Fernseher steht noch beim Bruder. Mehr hat er nicht.

Er ist viel zu warm angezogen, trägt lange Jeans, eine Strickjacke und ein Unterhemd. Er schwitzt. Sven ist nervös, hat in der Nacht kaum geschlafen. Neben ihm steht Jane van Well vom SKM (Sozialdienst Katholischer Männer). Die 38-Jährige kümmert sich um Sven, hat ihn im Knast besucht, in der Notschlafstelle am Dom ins Bett gebracht und wieder geweckt.

Seit 13 Jahren sorgt die Sozialarbeiterin dafür, dass Sven am Leben bleibt. Sie und die Helfer vom SKM sind sein Rettungsanker, das weiß er: „Ohne euch wäre ich heute tot.“ Jetzt hat Jane van Well ihm einen Platz in einer psychosozial-

Ohne eure Hilfe wäre ich heute tot
Sven, Heroinjunkie

len Einrichtung in Bornheim besorgt. „Das ist meine letzte Chance“, sagt Sven, als er ins Auto steigt. Vermutlich hat er recht.

Wie viele Heroinsüchtige es in Köln gibt, weiß niemand. Auf jeden Fall sind es deutlich weniger als noch vor 20 Jahren. Knapp 1800 Menschen werden substituiert, bekommen Methadon als Ersatzdroge. Auch die Zahl der Herointoten ist deutlich gesunken. In den 90er Jahren waren es bis zu 90 im Jahr, 2012 noch 32. Heroin ist out – zu teuer, zu gefährlich. Trotzdem sind die Junkies nicht weg. Sie treffen sich am Neumarkt, am Wiener Platz, am Hauptbahnhof. Stehen rum, schlagen die Zeit tot.

Beim ersten Treffen Anfang Juni sitzt Sven im Klingelpütz. Er hatte eine ganze Latte an Vorstrafen angesammelt: Verstöße gegen das

Steckbrief: Sven

44 Jahre alt, in Lindweiler aufgewachsen. Vater war Baggerführer, ist aber schon lange tot. Die Mutter brachte vier Jungs zur Welt. Ein jüngerer Bruder starb mit 21 an einer Überdosis Heroin. Sven war auf der Sonderschule angemeldet, hat aber lieber schon morgens am Kiosk Bier getrunken, gekiffert oder sich geprügel. Im Alter von 16 Jahren erster Konsum von Heroin. 28 Jahre süchtig. Lebt derzeit nach Jahren auf der Straße in einer psychosozialen Einrichtung in Bornheim.

Der Traum vom letzten Schuss

Sven hängt seit mehr als 25 Jahren an der Nadel. Dass er trotzdem noch lebt, grenzt an ein Wunder. Wie oft er schon entgiftet hat, weiß er nicht. Sein Alltag ist bestimmt von der Jagd nach Heroin. Nutzt er die letzte Chance, um clean zu werden?

VON BRIAN SCHNEIDER UND TIM STINAUER



BILDER: MAX GRÖNERT, ARTON KRASNIQI

Betäubungsmittelgesetz, Diebstahl, Unterschlagung, Hausfriedensbruch, Schwarzfahren. Als er gegen Bewährungsauflagen verstößt, muss er für 14 Monate ins Gefängnis. Und hat damit zum ersten Mal seit Jahren wieder ein Dach über dem Kopf.

Wie lang er auf der Straße gelebt hat, weiß er nicht genau. 15 Jahre? 20 Jahre? Sicher ist nur: „Irgendwann ging es extrem schnell bergab.“ Als Obdachloser und Bettler ist er eine Art Promi in der Hauptbahnhof-Szene, die Chefin eines Juweliergeschäfts versorgt ihn regelmäßig mit Kaffee und Brötchen. „Wer den Sven nicht kennt, hat die Welt verpennt“, ruft er und lacht. Er wirkt ein bisschen stolz in diesem Moment. Doch das harte Leben hat Spuren hinterlassen.

Sven nuschelt stark, hat Erinnerungslücken, verwechselt vieles. Das kommt vom Heroin, aber auch vom Suff. Und starken Psychopharmaka. Denn schwere Psychosen sind Folgen des jahrelangen Missbrauchs. „Ich war immer nadelgeil“, beschreibt Sven im Junkiejargon seine Sehnsucht nach dem Rausch.

Ende Juli kommt er aus dem Knast. Es ist 7.30 Uhr, ein kühler Morgen nach einer stickigen Sommernacht. Häftlinge fegen den Platz vor der JVA, ein Justizbediensteter guckt rauchend zu. Es herrscht Hochbetrieb vor dem Tor: Handwerker, Lieferanten, Kombis. Ein Beamter kommt raus, macht kurz die Heckklappe auf und wirft einen flüchtigen Blick ins Innere. Im Knast kann man alles kaufen, was es draußen auch gibt, hat Sven erzählt. Auch Drogen.

Das graue Stahltor öffnet sich mit leisem Knistern. Sven kommt raus, sein Gang ist wackelig. Nach einer kurzen Begrüßung sagt er: „Lass uns zum Kiosk, ich will mir eine Flasche Bier reinziehen.“ Sven hat Druck. Ein Jahr ohne Alkohol, ohne Heroin liegt hinter ihm, nur mit der Ersatzdroge Methadon. Sein Körper schreit förmlich nach Betäubung. Jane van Well vom SKM und sein gesetzlicher Betreuer holen Sven ab. Der Vormund trifft alle wichtigen Entscheidungen für Sven.

Im Auto geht es nach Kalk zum Amt, dort steht die Anmeldung bei der Krankenkasse an, auch Hartz IV muss beantragt werden. Gut 30 Minuten dauert diese Prozedur. Während sein Leben wieder in Gang gebracht wird, ist Sven total abwesend, starrt auf die Tischplatte. Seine Gedanken kreisen jetzt um Drogen und Alkohol. Am Ende soll er alles durchlesen und unterschreiben. Er tippt mit dem Finger auf ein Feld und fragt seinen Betreuer: „Ist das der Betrag, den ich kriege?“ „Leider nicht“, sagt der, „das ist die Bankleitzahl.“

Später, in der Methadonambulanz des SKM, kehrt plötzlich das Leben zurück in Svens geschundenen, vernarbten Körper. Er hat dort zufällig seinen alten Dealer

getroffen. Sie verabreden sich für den Nachmittag. Dann eilt er zum nächsten Kiosk und stürzt eine kleine Flasche Schnaps hinunter. Sven ist drei Stunden in Freiheit, als er den Kampf gegen die Sucht verliert. Wieder einmal.

Am Nachmittag hängt er schon wieder am Dom ab. In einem Parkhaus setzt er sich den ersten Schuss. 563 Euro, die er im Knast mit einfacher Arbeit verdient hat, gehen am selben Tag für Heroin und Kokain drauf. Sven ist wieder in seinem alten Leben gefangen. Drückt, bittelt, säuft zwei Flaschen Korn am Tag. „Das war ein ganz, ganz schneller Absturz“, gibt er später zu. Und wieder wird er aufgefangen. Als Sven Anfang August in der Bornheimer Torburg



Ich war immer nadelgeil, wollte Stoff
Sven, Heroinjunkie

ankommt, einer Einrichtung für Suchtkranke, glaubt niemand so recht, dass er länger als ein paar Tage bleiben wird. Doch er hält durch. Zum ersten Mal seit fast 30 Jahren. Er wohnt in Zimmer 24, sein Name steht an der Tür. Er lebt dort mit anderen Ex-Junkies, bekommt Methadon und ist ansonsten drogenfrei. Freiwillig, seit fast vier Monaten. Er hat zugenommen, sieht ein wenig besser aus.

Jane van Well vom SKM kann kaum fassen, das Sven nicht abgehauen ist: „Das ist ein Riesenerfolg“, weiß die Sozialarbeiterin. Einer, der auf wackligen Beinen steht. „Vielleicht landet er irgendwann wieder bei uns vor der Tür“, fürchtet van Well. Sie hat Sven zum Geburtstag geschrieben, Ende September ist er 44 geworden. Er hat nicht geantwortet. „Vielleicht ist das besser, weil er mich mit dem Leben am Bahnhof in Verbindung bringt“, sagt van Well.

In das Sven nicht mehr zurück will. „Wenn das hier in Bornheim doch nicht hinhaut, werde ich mich um nichts mehr kümmern“, sagt er, „irgendwann muss auch mal Feierabend sein.“

Lesen Sie morgen: Der verlorene Kampf – Ermittler und Justiz im Einsatz gegen die Drogenkriminalität

Bisher erschienen:
Montag: Partydrogen
Dienstag: Cannabis und Schule
Mittwoch: Mütter auf Speed
Donnerstag: Der Drogenhändler

HEROIN UND SUBSTITUTION

Heroin wirkt beruhigend, entspannend und schmerzlösend. Konsumenten fühlen sich glücklich und zufrieden. Der wohlige Effekt hält allerdings nur wenige Minuten an. Ist die Wirkung vorbei, verlangt der Körper sofort nach einem neuen Kick.

Die Folgen sind verheerend. Leberschäden, Magen- und Darmstörungen, Zahnausfall sowie Lungenkrankheiten. Durch infizierte Spritzen können Krankheiten wie HIV oder Hepatitis übertragen werden. Die Sucht mindert das geistige Aufnahmevermögen und das Erinnerungsvermögen.

Heroin führt sehr schnell in die Abhängigkeit. Entzugssymptome sind Schwitzen, starke Gliederschmerzen, Schlafstörungen bis hin zu Kreislaufzusammenbrüchen. Da die Sucht die finanziellen Möglichkeiten der meisten Abhängigen übersteigt, verelenden viele.

Das Substitutionsprogramm umfasst in Köln gut 2400 Plätze, etwa drei Viertel sind belegt. In der Regel wird Methadon als Ersatz verabreicht, das unter ärztlicher Aufsicht in flüssiger Form konsumiert wird. Es unterdrückt das Verlangen nach Heroin. Ziel ist langfristig ein Leben ohne Drogen und Substitution.